



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Luckner, Graf Felix: Die Seeschlacht

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seeresangehörige ablehnten, auf eigene Verantwortung ihr Schicksal in den Dienst einer so zweifelhaften Politik zu stellen. Die Abneigung gegen Petljura und seine Politik braucht deshalb aber nicht mit einem Mangel an Verständnis für die Interessen des ukrainischen Volkes gepaart sein oder Sympathien zerstören, die dieses Volk deutscherseits durchaus verdient.



Die Seeschlacht

Von Graf Felix von Lüdner

Auf unsere Bitte hat sich Graf Felix von Lüdner, der Kommandant des „Seeadler“, derzeit noch aktiver Offizier der Reichskriegsmarine, entschlossen, ausgewählte Abschnitte seiner berühmt gewordenen „Vorträge“ in den „Grenzboten“ zu veröffentlichen. Wir freuen uns, heute mit seinem ungemein anschaulichen Bericht der Seeschlacht am Skagerrak beginnen zu können.

Die Schriftleitung.



Am 2. August Mobilmachung. Das war eine Begeisterung für die Marine! Wir selber waren zuerst recht enttäuscht, daß wir keinen würdigen Gegner zur See hätten, zumal unsere Regierung bei den ersten Verhandlungen mit England garantieren mußte, den englischen Kanal nicht als Kriegsschauplatz gegen Frankreich zu benützen. „Die große Armee nimmt uns wieder alle Aussicht“ war das allgemeine Thema in der Marine. Aber es war doch ein wundervolles Bild, als das dritte Geschwader in Kiel von der Boje wegging. Acht Tage vorher war die „Kaiserin“ als erstes Schiff durch den erweiterten Kanal gegangen. Welcher Schwung lebte auf den großen Schiffen! Auf dem „Panther“ dagegen herrschte etwas gedrückte Stimmung. Was blieb uns zu tun übrig mit unserer schwachen Armierung, unseren zwei kleinen Kanonen, auf dem Fahrzeug, das zur Hälfte aus Holz bestand? Unsere erste Aufgabe war, die bei Langeland ausgelegte Minensperre zu verteidigen. Es war doch wenigstens eine Aufgabe, und man gab sich zufrieden. Man hoffte auch, gelegentlich etwas zu tun zu bekommen. Man erwartete, daß der Russe einen Vorstoß gegen Kiel machen würde und wir ein kleines Gefechtsbild erleben dürften.

Von Langeland aus kamen wir später zur Verteidigung von Kroe im kleinen Belt, der damaligen Nordgrenze des schleswigschen Ostseegebietes. Vormittags und nachmittags fuhren wir je dreimal um die Insel, also Karoussellfahrten. Ich setzte mich schließlich mit dem Doktor in Verbindung. Meine eigentliche Krankheit konnte er allerdings nicht heilen, denn die bestand in der heißen Sehnsucht, auf ein großes Kriegsschiff zu kommen. Ich erkundigte mich aber nach entbehrlichen Körperteilen. Die Wahl fiel auf den Blinddarm. Die Symptome einer Blinddarmentzündung begannen sich bald zu melden, so daß der Arzt mich nach Kiel schickte zur Operation. Ich wurde ins Lazarett gesteckt, und selbst der Chirurg meinte, als er die Stelle befühlte und ich meine Empfindlichkeit äußerte, es wäre Blinddarmreizung. Am nächstfolgenden Tage wurde ich operiert, und da nach der Operation ein längerer

Erholungsurlaub nötig war, wurde ich abkommandiert von „Panther“. Das Opfer des überflüssigen Eingeweidezipfels hatte sich gelohnt: ich war den Blinddarm und „Panther“ los und kam auf das neueste Schlachtschiff „Kronprinz“. Mein heißester Wunsch war erfüllt.

„Kronprinz“ war das zuletzt in Dienst gestellte Schiff der Königsklasse. Welch ungeheure Arbeit ist nötig, bis ein neues Schiff mit seiner ganz frischen Besatzung gefechtsklar geworden und als gleichwertige Einheit dem Geschwaderverbande eingereiht werden kann! Es wird gleichsam als rohes Material von der Werft übernommen. Die Werft hat das Schiff aufgebaut, aber das lebende Element ist noch nicht darin. Es gilt, den rohen Stoff nun erst einzuspielen. Acht Wochen dauern die vorbereitenden Indienststellungsarbeiten. Kein Offizier, kein Mann findet sich zunächst auf einem solchen Schiff zurecht, das etwa 800 wasserdichte Räume in sich birgt. Die Mannschaft muß mit ihm vertraut gemacht werden, daß sie sich heimisch fühlt; die Heizer und Maschinisten müssen die Maschinen kennen lernen und ausprobieren, die Mannschaften sind an den Geschützen und verschiedenen Gefechtsapparaten einzuexerzieren; die Flut- und Lenzvorrichtungen müssen aufs genaueste beherrscht werden. Später kommen die Artillerie- und Torpedoschießübungen, sowie das Fahrterexerzieren hinzu. Wenn Mannschaft und Offiziere mit allen diesen Funktionen vertraut sind, ist das Schiff gefechtsbereit und wird dem Geschwaderverbande angegliedert. Das Kriegsschiff ist die stärkste Kräfteinheit, die es gibt. Es birgt an Gefechtskraft so viel in sich wie die ganze Festung Mex. Die zum Betrieb des Schiffes erforderliche elektrische Energie ist so groß wie die einer größeren Stadtzentrale, etwa von Kiel.

Während meiner ersten eineinhalb Jahre auf „Kronprinz“ bis zum Mai 1916 war unsere Haupttätigkeit in der Flotte: Verbandsübung, Kriegswache auf der Jade, Artillerie- und Torpedoschießübungen, sowie die üblichen Vorstöße nach der englischen Küste und in die Nordsee. Wir hatten immer gehofft, daß der Feind einmal die deutsche Küste bombardieren würde als Revanche; wir hatten doch oft genug an seine Tore geklopft mit der Beschleßung seiner Küste; sie war Herausforderung genug. Doch immer nur Kriegswachegehen unter den gewaltigen Gefechtsapparaten, den riesigen Kanonen! Wie oft fragt man sich auf einsamer Wache: „Wann schießen sie? Wann kann man die Geschützöffnung von der Scheibe reißen? Können wir unsere Kolosse nicht gegen den Feind probieren? Nicht sehen, wer es besser kann?“ Wir hatten doch geübt im Frieden, wir wußten, jeder einzelne Mann ist ein Kerl. Wenn auch unsere Flotte zahlenmäßig den Engländern unterlegen war und im Durchschnitt auch nicht so schwere Kaliber besaß, so wußten wir doch, daß wir viele andere Vorteile hatten: zunächst unsere Mittelartillerie und die Torpedowaffe, ferner die Unterwassereinteilung. Die höhere Geschwindigkeit seiner Schiffe hatte der Engländer auf Kosten ihrer Sicherheit ermöglicht durch die Ölfeuerung. Uns boten außer dem Panzer noch die fünf Meter breiten Schutzbunker gegen etwaige den Panzer durchschlagende Geschosse Schutz. Tirpitz' Werk war gut. Und so hofften wir immer: „Wann kommt der Gewaltmensch, der den wunderbaren Geist in der Flotte ausnützt und uns an den Feind bringt?“

Wenn ich nun die Seeschlacht am Skagerrak schildere, so übernehme ich selbstverständlich manches aus den Berichten von Kameraden, die auf die verschiedenen Gefechtsabschnitte verteilt waren. Mir liegt vor allem daran, eine Darstellung der See-

schlacht zu bringen, die sich nicht als ein trockener Admiralstabsbericht gibt, sondern in dem Laien die lebendige Vorstellung erweckt von der herrlichen, historischen Tat unserer Flotte, wie wir Mitkämpfenden sie empfunden haben. Ich selbst habe aus dem Scheslich des von mir befehligten Geschützturmes auf S. M. S. „Kronprinz“ die Kampfvorgänge beobachtet.

Es war am 30. Mai. Das dritte Geschwader lag auf Kriegswache auf der Unterjade. Es war ein diesiger Nachmittag, als plötzlich auf dem Flottenflaggschiff das Signal hochgeht: „Sämtliche Kommandanten zur Besprechung auf das Flottenflaggschiff!“

„Das hat etwas zu bedeuten“, hört man aus dem Mund der Kameraden und den Unterhaltungen der Matrosen. Von allen Schiffen werden die kleinen Dampf- und Motorbarassen ausgesetzt; sie umwimmeln das Flottenflaggschiff. „Was ist los?“, neugierig fragt einer den anderen. Gerüchte tauchen bereits auf. Der eine hat gehört, das Geschwader solle nach Kiel zum Torpedoschießen; es ist so der Lieblingswunsch derjenigen, die zur Ostsee gehören. Dort taucht wieder ein Gerücht auf, wir sollten von jetzt ab nach der Unterelbe verlegt werden, kurz und gut, willkommene und unwillkommene Nachrichten fegen durch das Schiff. Jeder glaubt das, was er im stillen hofft.

Nach etwa einer Stunde ist die Sitzung beendet. Jeder ist gespannt auf die Rückkehr des Kommandanten. Die Boote kommen längsseit, der wachhabende Offizier springt ans Fallreep, der erste Offizier eilt ebenfalls heran in der Hoffnung, etwas über das Ergebnis der Sitzung zu erfahren. Ernst und schweigend kommt der Kommandant an Bord und geht in seine Kajüte. Nichts wird bekannt. Die Spannung legt sich allmählich, man denkt: „Es ist wieder nichts.“

Die Schiffe liegen klar für halbe Fahrt, wie bei Kriegswache üblich. Die Backbordwache geht abends auf Kriegswachstation, die Steuerbordwache schläft auf Hängematte. Da plötzlich morgens um zwei Uhr Trommel und Horn: „Klar Schiff zum Gefecht!“ Man fegt wie der Teufel aus der Koje: „Was ist los?“ Halb angezogen stürmt man an Deck auf seine Gefechtsstation. Man mutmaßt den Feind dicht an unseren Küsten, fragt den ersten Matrosen oder Unteroffizier von der Backbordwache: „Was ist los?“ Kopfschütteln, keiner hat eine Ahnung. Die Gefechtsstation wird klar gemacht, die Munitionsaufzüge probiert, die hydraulischen Einrichtungen der Höhenrichtmaschinen untersucht, die elektrische Abfeuerung wird nachgesehen, die Bereitschaftsmunition, die schweren Granaten, werden in den Turm gefördert, und endlich geht die Meldung nach der Kommandozentrale: „Turm Dora klar zum Gefecht.“ Immer dabei die Frage: „Was ist los? Sind feindliche Streitkräfte gemeldet?“ Niemand weiß etwas; so unvorbereitet war noch nie der Befehl „Klar zum Gefecht“ gekommen. Nachdem die Gefechtsstation klar gemeldet, geht man an Deck. Da bietet sich im Grau der Morgendämmerung ein überwältigendes Bild: die Zerstörer kommen flottillenweise aus der Reede von Wilhelmshaven hervor, die „Schwarzen Husaren“, mächtig qualmend. Drei bis vier Flottillen, jede zu zehn Booten, haben uns schon passiert. Die kleinen Kreuzer setzen sich langsam in Bewegung; weit draußen auf Schilligreede steht man die Schlachtkreuzer unter Lichten und sich entwickeln in breiter Formation, umschwärmt von den schnellen Torpedobooten. Langsam und bedächtig kurbelt das Schlachtschiffgeschwader an und mahlt sich in Kiellinie wuchtig aus der Jade heraus: S. M. S. „König“,

„Kurfürst“, „Markgraf“ und „Kronprinz“, die neuesten und stärksten Schlachtschiffe. Sie bilden den Kern der Flotte. Rechts und links gruppieren sich die Zerstörer als U-Bootficherung; die kleinen Kreuzer, gleichsam die äußere Schale, geben seitliche und achterliche Deckung, damit der Kern der Flotte nicht überraschend angegriffen werden kann. Auf der Höhe von Cuxhaven stößt das zweite Geschwader heraus und hängt sich dem Gros an. Mit großer Fahrt durchwühlt die Schlachtflotte die Nordsee gen Norden. Die Panzerkreuzer verschwinden fern am Horizont. Es sind die Einheiten, die zuerst an den Feind herankommen und die Aufgabe haben, sich vermöge ihrer Geschwindigkeit und schweren Artillerie an dem Feind festzubeißen und ihn auf das Gros zu ziehen. Sie gehen mit äußerster Kraft voran, um den Feind aufzustöbern, begleitet von den schnellsten kleinen Kreuzern. Niemand ahnt, wohin es geht. Diefig und grau ist die Nordsee, die verdickt wird durch die gewaltigen Rauchschwaden. Längs der deutschen, längs der jütländischen Küste geht es immer weiter gen Norden in 15 Kilometer langer Schlachtlinie. Niemals ist solch weiter Vorstoß unternommen worden. Es ist vier Uhr nachmittags; da meldet ein kleiner Kreuzer feindliche Streitkräfte. Endlich etwas vom Feind! Vor allem aber wartet man gespannt auf die drahtlosen Telegramme von den Panzerkreuzern, deren Meldung die maßgebendste ist. Nur ein kleiner Bruchteil von den 1200 bis 1300 Menschen der Besatzung des Schiffes, höchstens 25—30, haben Gelegenheit, den Feind mit Augen zu schauen, die anderen sind im Schiffsinnern auf ihren Gefechtsstationen und warten nur gespannt ihrer Aufgabe und der Nachrichten, die von oben kommen. Man muß sich vergegenwärtigen, was der einzelne Mann zu tun hat, z. B. der Mann in der Munitionskammer, die weit unter der Wasserlinie liegt; er hat nicht nur seine Munition zu fördern; wenn eine Granate einschlägt und Brand entsteht, hat er die Flut- und die Feuerlöschrichtungen in Tätigkeit zu setzen, die Schotten zu schließen und vor allem auch die Lüfter anzustellen gegen giftige Gase. Alle diese Gedanken bewegen den Mann in dem Augenblick, in dem die Meldung kommt: Kampf! Er überlegt sich: „Was hast du zu tun, wenn eine Störung kommt, wenn so und so viele von deinen Kameraden tot oder verwundet liegen? Dann gilt es zunächst für die Sicherheit des Schiffes zu sorgen. Erst das Schiff! und dann die Krankenträger rufen, dem verwundeten Freund helfen, Wiederbelebungsversuche anstellen.“ Nicht Kommandos können ihm sein Handeln vorschreiben, sondern eigener Entschlußkraft bedarf es. Jeder Mann ist eine Persönlichkeit, wenn seine Station in Frage kommt. Der Gedanke an ihre Aufgabe durchzieht die Gemüter derjenigen, die den Feind nicht sehen, sondern nur die Begeisterung durchleben können. Sie sehen nicht das Kampfbild, auf das jeder doch am meisten begierig ist, und jeder weiß sich doch abhängig von der Sicherheit des Schiffes. Sie haben auszuhalten auf ihrer Gefechtsstation, in jedem Augenblick gewärtig, durch einen Treffer erledigt zu werden.

Um ½5 Uhr kommt der Funkspruch: „Deutsche Panzerkreuzer im Kampf mit englischen!“ Die Stimmung im Schiff wogt auf, und die Meldung geht von der Gefechtsstation hinunter bis zum Heizer und Trimmer im dunkelsten Bunker.

Jetzt kam's darauf an für die Flotte, ihr Äußerstes herzugeben, um den Panzerkreuzern zu Hilfe zu kommen. Der Heizer jagt die Schaufel bis an den Ellbogen in die Kohlen, schmeißt sie in die Feuer und schürt die Glut auf. Der Trimmer im Bunker schleift bergeweise das Brennmaterial heran. Alles geht auf äußerste

Kraft. Feuersäulen steigen aus den Schornsteinen von den überhitzten Rauchkammern auf, die Sicherheitsventile der Kessel öffnen sich und blasen. Niemals haben die Maschinen auf Probefahrten das geleistet wie heute; das Schiff fängt an zu beben infolge der erhöhten Schraubenumdrehungen. Alles ist voller Begeisterung, der langersehnte Wunsch ist erfüllt: „Jung, nu geit't los, nu kamt wi an den Fiend, ditmal krigt wi em to faten!“ Die Ausguckleute spähen scharf aus, ob sie Rauchwolken sehen.

Unsere Schlachtkreuzer drehen nach Süden, um den Feind auf das deutsche Gros zu ziehen; Admiral Beatty dreht auf gleichen Kurs. Die Geschütze sind geladen, die Torpedos im Rohr, die Entfernungsmesser stehen an ihren Apparaten, der Artillerieoffizier im Kommandoturm wartet auf den Augenblick, wo er Entfernungen geben und die Geschütze auf den Gegner richten kann. Mit wilder Fahrt nähern sich die Kolosse, und es beginnt ein laufendes Gefecht. Mit höchster Feuergeschwindigkeit sucht einer den anderen niederzukämpfen. Was an Eisen auf den Gegner geschleudert werden kann, wird aus den Geschützen herausgefeuert. Mit 50 000 bis 60 000 Kilo Stahl in der Minute behämmert sich Geschwader gegen Geschwader. Beide Kreuzergruppen sind eingehüllt in Fontänenwälder. „Lützow“, auf dem die Flagge des Admirals Hipper weht, hat die Führung unserer Kreuzer. Rechts und links von ihm stehen 150 bis 200 Meter hohe Wassersäulen. Nur der Steven und der schneeweiße Gisch der weit vorgeschobenen Bugwelle ist sichtbar, aufgewühlt durch fast 100 000 pferdige Maschinenkräfte. Stichflammenartige Mündungsfeuer, doppelt so lang wie die Geschütze, blitzen bei ihm auf; es sind die vollen Breitseiten, die er schleudert. Hinter ihm jagen „Derfflinger“, „Seydlitz“, „Moltke“ und „Von der Tann“.

Auch die grauen englischen Kolosse „Lion“, „Princeß Royal“, „Queen Mary“, „Tiger“, „New-Zealand“ und „Indefatigable“ werfen an Eisen heraus, was mit höchster Feuergeschwindigkeit möglich ist. Stahl prallt auf Stahl; ein dumpfes Rollen dröhnt unaufhörlich über das Meer. Da, was ist das? Bei dem grauen Kolos vom Feind, dem „Indefatigable“, dem letzten Schiff der feindlichen Schlachtkreuzerlinie? Zwei Salven von S. M. S. „Von der Tann“ schlagen kurz hintereinander ein. Dann läuft eine Feuerschlange längs der Bordwand. Kurz darauf steigen zwei Feuerarme steil aus dem Schiffskörper, in eine schwarze Rauchwolke übergehend. Man begreift noch nicht, was es bedeutet, man hat ja noch keine Schlacht mitgemacht, noch kein Kriegsschiff untergehen sehen. Da erkennt man, wie dieser gepanzerte Körper stückweise auseinander gerissen wird, wie alles, was bisher von ihm über Wasser war, in der Luft wirbelt. 300 000 Kilo Pulver, die das Schiff in sich barg, haben die Explosion hervorgerufen. Alles, was an Menschen und Material an Bord ist, wird mit hochgeschleudert, Granaten, Maschinen, Kanonen. Die Geschütze, die noch geladen sind, ihre vollen Breitseiten auf uns abzufeuern, überschlagen sich in der Luft. Der gewaltige Olinhalt des Schiffes blumwert nach oben und breitet sich in Brand gesetzt über der Wasserfläche aus. In dieses brennende Meer schlagen die hochgeschleuderten, weißglühenden Eisenteile, die letzten Reste des Schiffes zischend hinein; die Nordsee brennt und kocht. . . Über der Trümmerstätte steht unbeweglich noch lange Zeit ein ungeheurerer Rauchkegel wie nach dem Ausbruch eines Vulkans.

Im Anblick dieses Schaurigen wird der Kampf mit rücksichtsloser Hestigkeit

fortgesetzt. Die noch eben gewesene Lücke füllt der Hintermann aus und „Von der Lahn“ sucht neues Ziel. Salbe auf Salbe rollt, und eine zweite Katastrophe befällt die britische Linie. Mit einer gewaltigen Explosion, von einer deutschen Salbe getroffen, fliegt die „Queen Mary“ in die Luft. Als ihr Hintermann, der „Tiger“, im Kielwasser aufschleift, regnet es Eisenteile auf sein Deck; das war alles, was von der „Queen Mary“ übrig war.

In diesem schweren Artillerieduell setzen von beiden Seiten die Torpedoboote ein. Der kleine Kreuzer „Regensburg“ bricht vor dem deutschen Flaggschiff mit zwei Flottillen mit äußerster Kraft durch, ein unbeschreibliches Bild von Kraft und Schneid. Ein neuer Kampf der Torpedoboote entwickelt sich zwischen den Linien der großen Kreuzer und tobt mit gleicher Heftigkeit.

Gegen sieben Uhr abends stoßen unsere Panzerkreuzer auf unsere Schlachtflotte und setzen sich vor deren Spitze. Auch die deutschen Linienfahrer sichten jetzt feindliche Panzerkreuzer an Backbord. „Alles klar auf Gefechtsstation!“ Wie durchzuckt das die Gemüter! Alles rennt, stürzt, jeder gibt's begeistert von Mund zu Mund: „Habt Ihr gehört? Minisch, Jung, dat givt hit wat!“ Alles wird noch einmal geprüft, jedem noch eine Warnung gegeben: „Ruhe behalten! Keine Störung an den Sachen! Die Fahrtrühe der Geschosse nicht verlassen!“

Die englische Absicht, unsere Schlachtkreuzer vom Gros abzuschneiden, ist nicht gelungen, Hipper und Scheer vereinigen sich. Beim Sichten der deutschen Flotte drehen die englischen Panzerkreuzer ab und Scheer gibt Befehl: „Alles zur Jagd nach Norden ansetzen.“ Schnell erfolgt die Zielverteilung, und in wenigen Sekunden krachen die ersten Salven der „König“- und „Kaiser“-Schiffe. Ein furchtbares Kanonengebrüll dröhnt über das Meer. Da plötzlich schieben sich vier graue Kolosse an Backbordseite der bisher von uns beschossenen Schlachtkreuzer hervor, um ihren Rückzug zu decken. Es sind die stärksten und schnellsten Linienfahrer der feindlichen Flotte, die „Queen Elizabeths“, die schnelle Division, dem Kreuzergeschwader Beatty zugeteilt. Jetzt gab's Feuer. Prasselnd und mit furchtbaren Explosionen schlugen ihre gewaltigen 38-Ztn.-Geschosse von fast 1000 Kilo Gewicht bei uns ein. Vorne, hinten, rechts und links von uns standen die turmhohen Wassersäulen, es war, als wenn das Wasser gen Himmel geflogen würde und wir als Einziges zurückblieben. Sauste eine volle Salve dieser Stahlriesen über das Schiff, so entstand ein derartig ohrenbetäubendes Surren, als wenn Staffeln von Flugzeugen dicht über unsere Köpfe flogen. Zuweilen fuhr „Kronprinz“ durch dicht vor dem Bug einschlagende Salven. Einem gigantischen Wasserfall gleich strömten die Wassermassen unter dröhnendem Getöse über das Schiff. Es bebte ununterbrochen durch die Explosionen der in das Wasser einschlagenden Granaten.

Der Feind, begünstigt durch seine überlegene Geschwindigkeit, hält sich in Entfernungen außerhalb unserer Reichweiten und strebt die vorliche Stellung an; wir drängen mit allen Mitteln heran. „Warspite“ läuft aus dem Ruder und wird mit Treffern überschüttet; man beobachtet, wie eine weiße Stichflamme aus dem Achterschiff hervorschießt: das Schiff muß die Linie verlassen. Die unserige schwenkt langsam auf Ostkurs. Der Artilleriekampf rast jetzt wie ein Orkan. Es ist kein Zweifel, weitere englische Geschwader müssen eingegriffen haben, denn auch von Osten her erhalten wir jetzt Feuer. Infolge der Unsichtigkeit der Luft hatten wir von der

Stellung des Feindes kein genaues Bild. Hier Rauchschwaden von Explosionen, dort Qualm aus den unzähligen Schornsteinen aller Größen, gleich einer riesigen Fabrikstadt, da künstliche Nebelbänke von Zerstörern und kleinen Kreuzern, all dieses, untermischt mit dem Wasserstaub von ununterbrochenen Geschößeinschlägen, verhüllte die Bewegungen der Geschwader mit dichten Schleiern. Nur für Augenblicke taucht aus dem Dunst das Brack der „Invincible“ auf. Unsere Spitze liegt unter schwerstem Geschützfeuer. „Lützow“ hat starke Schlagseite, sein Bug ist tief eingetaucht. Weitab ist „Wiesbaden“ sichtbar, manövrierunfähig auf der Stelle liegend, stark in Rauch gehüllt; nur das Hinterschiff ist zu erkennen, von wo noch ein Geschütz feuert, das einzige, das unbeschädigt war. Ununterbrochen wird sie vom Feind unter konzentrisches Feuer genommen. Man sieht, wie aus der „Wiesbaden“ ganze Teile von den vielen einschlagenden Geschossen gerissen werden, aber trotz alledem, ihr Geschütz schweigt nicht. (Fortf. folgt.)

Der Bürger

Wenn Untergangstoben das Land durchgest,
Sind wir zu erwachen verpflichtet?
„D rühret nicht an den Schlaf der Welt!“
Hat Hebbel schon gedichtet.

Mit Politik und so was verpleßt
Bloß Narrenvolf seine Gaben;
Wir wollen, nach gelung'nem Geschäft,
Vor allem Ruhe haben.

Was diese Regierung immer versiebt,
Und was sie immer forder' —
So lange es noch Ordres gibt,
Solange parieren wir Ordre.

Der Bürger, dem nach altem Brauch
Schlafrock und Mütze gehören,
Läßt sich in seiner Nachtruhe auch
Nicht gern bei Tage stören.

Wohl gähnt ihn die Vernichtung an,
Die Sterne sind verglommen —
Da muß doch auch den Bürgermann
Ein Gähnen überkommen.

Zeigt fünf Minuten vor zwölf die Uhr,
So preßt er gähnend aufs Mündchen
Das annoch fleischige Händlein: „Nur
Ein kleines Viertelstündchen!“ Pandur